



22. Oktober 2015

EKM-Jahrestagung 2015

Transkript des Referats von Walter Leimgruber

Sehr verehrte Damen und Herren

Wir haben im Verlaufe der nun seit Jahrzehnten anhaltenden Migrationsdiskussion eine ganze Reihe von wesentlichen Richtungsänderungen und Neuerungen erlebt:

- Von der Annahme eines zeitlich begrenzten Wanderung mit Rückkehr (Saisonnier, Gastarbeiter) zur Erkenntnis, dass die Menschen kommen, um zu bleiben (selbst wenn diese das selber auch nicht immer so geplant hatten)
- Von der Forderung nach Assimilation zu einem eher oberflächlich gedachten Multikulturalismus und schliesslich zur aktiven Integrationspolitik.
- Von einem Defizitansatz zu einem Potenzialansatz, wie er hier heute diskutiert worden ist.

Alle diese Änderungen haben neue Erkenntnisse gebracht, werfen aber auch ihrerseits wieder Fragen auf, lassen Dinge unberücksichtigt, weisen blinde Flecken auf und ändern die Perspektive nicht so vollständig, wie man das jeweils auf den ersten Blick erhofft hat.

Schauen wir die aktuelle Situation, nicht nur im Lichte der heutigen Vorträge und Diskussionen an, so lässt sich folgendes konstatieren:

Potenzial ist seit dem 9. Februar 2014 in aller Munde. Doch was auffällt, und ich sage das nicht im Rückblick auf die heutige Tagung, sondern im Rückblick auf die vergangenen fast 2 Jahre, was auffällt, ist, dass dieses schöne Wort zur Worthülse

EKM-Jahrestagung 2015

verkommt. Real geschehen ist praktisch nichts, und je weniger geschieht, desto mehr tragen PolitikerInnen und WirtschaftsvertreterInnen dieses Wort im Munde, als eine Art Mundschutz, der sie bewahren soll vor dem Einatmen von unbequemen, schmerzenden Einsichten.

Was hat sich getan mit Bezug auf das vielbeschworene Frauenpotenzial, wo sind die Steuerentscheide, welche die Diskriminierung von Doppelverdienenden reduzieren? Wo sind die Tagesschulen und anderen Einrichtungen, die ein vernünftiges Nebeneinander von Familie und Beruf ermöglichen?

Wo sind die Massnahmen für ältere Arbeitnehmende, die Weiterbildungsangebote und die Förderungen, die ein frühzeitiges Ausscheiden aus der Arbeitswelt verhindern?

Was genau unternimmt die sogenannte Fachkräfteinitiative? Wo sind die Angebote, um die rund 600'000 Personen, ein grosser Teil davon Migrantinnen und Migranten, die älter als 20 Jahre sind und die über keine überobligatorische Ausbildung verfügen, besser zu qualifizieren, etwa, indem man sie in die Lehre schickt?

Wo sind die Massnahmen, die bei Migrantinnen und Migranten nicht mehr einfach Diplome anerkennen oder nicht anerkennen, sondern differenziert beurteilen, was eine Person kann, was sie noch an Wissen erwerben muss, *die Wege* zu diesem Wissenserwerb bereitstellen und diese Wege auch finanziell und strukturell unterstützen?

Wo sind die Massnahmen im Bereich vorschulische und schulische Bildung, welche – wie schon viele Studien gezeigt haben - so wichtig sind für die Entwicklung des Potenzials von Menschen, etwa die sprachlichen Fähigkeiten, die sozialen, die motorischen, und welche die vielfältigen Benachteiligungen von bestimmten sozialen Gruppen reduzieren?

Selbst in diesen zentralen, auch auf ein stark wirtschaftliches Denken ausgerichteten Bereichen, in denen man eigentlich davon ausgehen kann, dass all diese Massnahmen nur positive Effekte haben, für die Menschen, für die Wirtschaft, für die Gesellschaft, passiert praktisch nichts.

Und dabei sind all die Themen, die heute hier diskutiert worden sind, die nicht primär ökonomisch sind, noch gar nicht mal eingeschlossen: Es fehlen öffentliche Diskussionen der Bereiche, in denen es gilt, das Potenzial der Migrantinnen und Migranten zivilgesellschaftlich zu nutzen, ihr Engagement auf das Gemeinwesen zu lenken (ein

EKM-Jahrestagung 2015

altmodischer Ausdruck vielleicht, aber ein wichtiger), ihnen politische Beteiligung zu ermöglichen, ihren Beitrag im Alltag und in der Kultur, die von Vielfalt und Austausch leben, zu fördern und zu würdigen.

Diese Gesellschaft, meine sehr verehrten Damen und Herren, scheint nicht an ihr eigenes Potenzial zu glauben. Vielmehr wird sie von etwas getrieben, das angesichts der Stellung des Landes als eines der reichsten, sichersten und konstantesten auf der Welt eigentlich lächerlich scheint: nämlich von Angst.

Doch leider ist die Angst real, mit Händen zu greifen, das zeigen Umfragen, welche die Asylfrage und die Migration generell als die grössten Sorgen der Befragten ausweisen. Angst essen Seele auf, um den Filmtitel von Rainer Werner Fassbinder zu zitieren. Nun, da sich immer deutlicher zeigt, dass Globalisierung keine Einbahnstrasse für Güter aus reichen Ländern in ärmere Länder ist, sondern ein Prozess, der alles, Güter, Finanzen, Ideen und eben auch Menschen in Bewegung setzt, fürchtet man um das Paradies.

Und Angst blockiert, führt zu blossen Abwehrreflexen. Dadurch wird genau das, was es brauchen würde, um das Potenzial zu sehen und zu nutzen, unterdrückt, nämlich: Selbstvertrauen, Mut, Risikofreudigkeit.

Wir hätten in diesem Land allen Grund, auf unsere Fähigkeiten zu setzen, Selbstvertrauen zu haben, wir bieten in vielen Bereichen beste Voraussetzungen. Aber die Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels und der Globalisierung machen es notwendig, dass wir diese Voraussetzungen überdenken, indem wir das vorhandene Potenzial noch besser nutzen, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch gesellschaftlich, und das heisst, die Entfaltungsmöglichkeiten aller Mitglieder dieser Gesellschaft zu fördern.

Doch offensichtlich hat gerade der Erfolg dieses Landes zu einer Erstarrung geführt. Sich einen Wandel vorstellen, ihn gar durchführen zu können, wird offenbar mit zunehmender Dauer und wachsendem Erfolg eines gesellschaftlichen Gebildes immer schwieriger. Wer einen solchen Aufschwung erlebt hat wie dieses Land in den letzten 150 Jahren, vor allem aber wie die Generationen seit unseren Grosseltern, wer eine solche Stabilität gewohnt ist wie wir, der ist offensichtlich schwerlich davon zu überzeugen, dass eine Neuorientierung not tut, wenn sich das Umfeld ändert, wie das mit der Globalisierung mit all ihren Facetten zweifellos der Fall ist. Viel lieber krallt man sich fest an dem, was man glaubt, sicher in Händen zu halten. Erfolg und Stabilität

EKM-Jahrestagung 2015

können so zum Ausgangspunkt des Scheiterns werden. Wir wären nicht die erste Gesellschaft, die das erfahren muss.

Unsere Migrationspolitik ist in diesem Sinne Sinnbild für ein grundlegendes Missverhältnis der Schweiz, Missverhältnis nicht nur zu den anderen, den Migrierenden oder dem Ausland, sondern Missverhältnis vor allem zu sich selbst. Wir glauben nicht an uns. Es gälte, mit Mut und Zuversicht wesentliche Elemente des Erfolgsmodells zu renovieren oder neu zu konstruieren. Strukturell wären wir zu den dazu notwendigen Schritten ohne weiteres in der Lage, das Land ist bestens aufgestellt, doch mentalitätsmässig scheint das Gegenteil der Fall zu sein.

Daher müssen wir die Frage des Potenzials umdrehen oder auf jeden Fall deutlich erweitern. Natürlich ist es wichtig, der Politik und der Gesellschaft in diesem Land endlich klar zu machen, welche Potenziale nicht genutzt werden bei Migrantinnen und Migranten. Aber es ist ebenso wichtig und sogar grundlegender, endlich den Schweizerinnen und Schweizern, die offenbar so verzagt sind, aufzuzeigen, über welches Potenzial sie selber, über welches Potenzial dieses Land verfügt. Liebe Unverzagte, egal ob mit oder ohne Migrationshintergrund gehen Sie ins Land, um den Menschen deren Potenzial zu zeigen, denn nur dann wird dieses Land in der Lage sein, auch Ihr Potenzial sinnvoll zu nutzen.

Eine solche Verwendung des Begriffs Potenzial würde auch deutlich machen, dass damit nicht eine enge ökonomische Sicht gemeint ist, welche die Menschen als Renditeobjekte sieht und ihren Wert nach ihrem Beitrag zum BIP skaliert. Menschen sollten um ihrer selbst willen gefördert werden (Anne Juhasz), damit sie sich entfalten, ihren Interessen und Neigungen folgen können. Wenn dies gelingt, werden sie sich in die Gemeinschaft einbringen. Und die Gemeinschaft profitiert. Das gilt für alle. Die Schweizerinnen und Schweizer, die offenbar so grosse Angst haben, sind ja grösstenteils ökonomisch perfekt Integrierte. Es geht nicht um die Förderung ihres wirtschaftlichen Potentials. Sie zeigen mit ihrem Unbehagen und ihren Ängsten deutlich, dass ökonomische Argumente allein nicht reichen, um die Antriebskräfte, die Motivationen, die Zufriedenheit des Einzelnen zu verstehen, nicht reichen, um eine Gesellschaft zu verstehen. Es braucht offensichtlich eine Integration, die weit über das Ökonomische hinausgeht: Ein Gefühl der Zugehörigkeit, der Wertschätzung und sogar mehr, ein Gefühl des Selbstbewusstseins. Wenn dieses fehlt, fehlt allen etwas,

EKM-Jahrestagung 2015

sind alle nicht integriert, weder diejenigen, die Angst haben vor der Migration noch diejenigen, die Angst haben, weil sie von einer heimeligen in eine unheimelige Welt (Andrea Štaka) geraten sind.

Auch Integration als Begriff gehört also durchaus in diese Debatte, allerdings auch hier als Begriff, der nur Sinn macht, wenn man ihn auf die gesamte Gesellschaft bezieht, nicht einfach auf eine spezifische Gruppe. Eine Engführung auf die Integration der Migrierenden ist nicht nur einseitig und zementiert vordefinierte fixe Zuschreibungen (wie das heute ebenfalls angemahnt wurde, etwa von Rohit Jain), sondern auch unfähig, etwas zu erreichen. Integration kann nur heissen, allen Menschen, die hier leben, eine Basis zu geben, die es ihnen erlaubt, als selbstbewusste Mitglieder dieser Gesellschaft zu agieren. In diesem Sinne sind wir alle Menschen, die es zu integrieren gilt und gleichzeitig Menschen, die integrierend wirken, auch als Zielgruppe der Politik.

Migration ist Alltag, ist Normalfall, deshalb machen Begriffe wie Potenzial und Integration nur Sinn, wenn sie sich auf alle Menschen beziehen. Die postmigrantische Gesellschaft ist geprägt von Mehrfachzugehörigkeiten vielfältigster Art. Trennungslinien wie „die Eigenen und die Fremden“, „wir und die Anderen“, „Schweizer und Ausländer“ machen keinen Sinn mehr. „Genau dies ist das Geheimnis erfolgreicher Kulturbegegnung, dass sie nämlich nach Innen, ins Eigene dringt, mit der Überzeugung, man könne und müsse das Eigene durch die Fremde anreichern, verändern, von der Erkenntnis getragen, der Unterschied zwischen dem Eigenen und der Fremde sei nur eine momentane Differenz, eine Flüchtigkeit in der Geschichte“, wie das Ilja Trojanow in einem Text schön formuliert hat.

Laut einer repräsentativen Umfrage von Point de Suisse hat mehr als die Hälfte der Befragten in diesem Land mindestens einen Grosselternteil, der nicht Schweizerin oder Schweizer war. Wo genau sollen da die Grenzen verlaufen zwischen eigen und fremd, wo sollen Trennlinien gezogen werden? Es geht um eine Gesellschaft, die das Potential aller fördert und die daraus durchaus auch Nutzen zieht, und das in allen Bereichen, auch, um Walter Schmid's terra cognita-Artikel zu zitieren „Jenseits des Verwertbaren“.

Ich danke Ihnen.